

Playing with the boys -

**Schwule, Fußball und die Konstruktion von
Männlichkeit**

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	3
Das Konzept der Männlichkeit(en) bei Robert Connell.....	4
Playing with the boys – Schwule und Fußball.....	6
Im Abseits – Schwule Fußballer.....	9
Literaturverzeichnis.....	11

Einleitung

Die diesjährige Fußballweltmeisterschaft in Berlin löste neben einer globalen Fußballbegeisterung auch einen enormen Medienrummel in der deutschen Bundeshauptstadt aus. Im medialen Trubel ging eine WM-Plakatkampagne fast unter, obgleich sie vom regierenden Bürgermeister Klaus Wowereit höchstpersönlich unterstützt wurde. Bei dem Plakatsujet handelte es sich um zwei Fußballer, die sich nach einem erzielten Treffer küssen. Darüber stand: „Haust Du Deinem Lieblingsspieler dafür auch aufs Maul?“. Die Aktion sollte vor allem Fußballfans für das Thema Homophobie und Gewalt sensibilisieren und für mehr Toleranz werben.

Das Verhältnis von Fußball und Homosexualität bleibt ambivalent. Obwohl in kaum einem anderen Bereich so offen Homoerotik unter Männern ausgelebt wird, zeichnet sich die Atmosphäre im Fußballstadion durch explizite Schwulenfeindlichkeit aus. So hat es auch bislang noch kein aktiver Profifußballer gewagt, sich öffentlich zu seiner Homosexualität zu bekennen – ein Vorgang, der in den meisten anderen Gesellschaftsbereichen immer häufiger stattfindet.

Der australische Männerforscher Robert Connell hat in seiner Theorie über die soziale Konstruktion von Männlichkeit Schwule als Vertreter einer unterdrückten Männlichkeit definiert und darauf hingewiesen, dass ein wesentliches Strukturmerkmal gegenwärtiger Männlichkeit heterosexuelles Begehren darstellt.

In der vorliegenden Arbeit soll das Themenfeld Fußball und Schwule mit Hilfe von Connells Theorie beleuchtet werden. Zunächst erfolgt eine kurze Erläuterung der Theorie Robert Connells. Anschließend werde ich auf die schwierige Situation schwuler Fans im Fußballstadion eingehen, um mich abschließend der Frage zu widmen, warum Fußballer offiziell per definitionem heterosexuell sein müssen und was mit jenen passiert, die es nicht sind.

Das Konzept der Männlichkeit(en) bei Robert Connell

Nach Robert Connell hat es soziale Geschlechter schon immer in jeder Gesellschaft gegeben. „Männlichkeit“ nach unserem heutigen westlichen Verständnis ist hingegen ein relativ junges Konzept, das erst in Zusammenhang mit der zu Beginn der Moderne aufkommenden Vorstellung von Individualität entstanden ist.

Connell versteht Männlichkeit als einen relationalen Begriff, der nur im Vergleich bzw. Kontrast zur Weiblichkeit gesehen werden kann. Er lehnt die herkömmlichen Definitionsversuche von Männlichkeit - wie essentialistische, positivistische oder normative Begriffsbestimmungen - ab, da diese die soziale Konstruktion von Männlichkeit übersehen und kulturell geprägte Männlichkeitsvorstellungen unhinterfragt reproduzieren.

Connell plädiert für eine prozessorientierte Sichtweise von sozialem Geschlecht. Männlichkeit ist demnach eine durch das Geschlechterverhältnis strukturierte Anordnung von sozialer Praxis, die einem historischen Wandel unterliegt. Sie reagiert auf bestimmte Situationen und entwickelt sich innerhalb fester Strukturen sozialer Beziehungen.

Zur Darstellung der Struktur des sozialen Geschlechts schlägt er ein dreistufiges Modell vor: Macht, Produktion und emotionale Bindungsstruktur.

In der heutigen westlichen Geschlechterordnung ist die erste Stufe dieses Modells, die Machtbeziehungen, durch patriarchalische Strukturen gekennzeichnet: die Unterordnung von Frauen unter die Dominanz von Männern.

Unter den Produktionsbedingungen (zweite Stufe) versteht Connell die geschlechtliche Arbeitsteilung. Hier findet sich derzeit eine Ungleichverteilung von Löhnen und Kapital zugunsten von Männern.

Bei der dritten Stufe handelt es sich um das sexuelle Begehren. Dieses wird durch soziale Praktiken geformt und realisiert und ist daher ein weiterer Aspekt der Geschlechterordnung.

Ein wichtiger Begriff im Zusammenhang mit diesem Modell des sozialen Geschlechts ist die patriarchale Dividende. Damit bezeichnet Connell den allgemeinen Vorteil, der Männern aus der Unterdrückung von Frauen im Patriarchat erwächst, sowohl ideell (mehr Achtung, Prestige, Entscheidungsgewalt) als auch materiell (höheres Einkommen, mehr Kapital).

Nach Connell kommt es zu einer Ausdifferenzierung mehrerer Arten von Männlichkeit in einer Gesellschaft, die in unterschiedlichem Verhältnis zueinander stehen. Zur Untersuchung dieser Beziehungen wählt er zwei Typen von Relationen als Analyserahmen: einerseits Hegemonie, Komplizenschaft und Dominanz/Unterordnung, andererseits Marginalisierung und Ermächtigung.

Die hegemoniale Männlichkeit ist „*jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis [...], welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet*“ (Connell 1999, 98). In modernen westlichen Gesellschaften wird diese beispielsweise von global agierenden Finanzfachleuten und Wissensmanagern personifiziert.

Die meisten Männer entsprechen allerdings nicht den Anforderungen der hegemonialen Männlichkeit, unterstützen diese aber, da sie die Sicherung der männlichen Vorherrschaft und damit der patriarchalen Dividende, von der eben alle Männer profitieren, gewährleistet. Connell bezeichnet diese Männer als Vertreter der komplizenhaften Männlichkeit und führt als Beispiel Familienväter des weißen amerikanischen Mittelstands an.

Innerhalb der männlichen Hegemonie gibt es aber ebenfalls Verhältnisse von Dominanz und Unterordnung. In der heutigen westlichen Gesellschaft sind schwule Männer die wichtigste Form der untergeordneten Männlichkeit. Durch verschiedenste Formen der Unterdrückung und Diskriminierung geraten sie an das unterste Ende der männlichen Geschlechterhierarchie. Marginalisierte Männlichkeit stellt im Gegensatz zu den drei eben genannten keine interne Relation der Geschlechterordnung dar, sondern sie entsteht durch Überschneidung des sozialen Geschlechts mit weiteren Sozialstrukturkategorien wie Ethnizität oder soziale Herkunft. Die Marginalisierung entsteht stets relativ zur Ermächtigung hegemonialer Männlichkeit der dominanten Gruppe. Beispiele für marginalisierte Männlichkeiten sind Schwarze und Männer aus dem Arbeitermilieu.

Connell betont, dass diese Konzepte von Männlichkeiten nicht statisch sind, sondern einem ständigen Konstruktionsprozess unterliegen.

Vor allem durch die Frauen- und Homosexuellenbewegung, aber auch die zunehmende Ausdifferenzierung der Weltwirtschaft wird die bestehende Geschlechterordnung bedroht. Die patriarchalen Macht- und Produktionsbeziehungen werden durch die Forderungen der Frauen nach Gleichberechtigung und die Globalisierung der Märkte erschüttert. Die Ebene der emotionalen Bindungsstrukturen wird vor allem durch die Etablierung schwuler und lesbischer Sexualität als Alternative zum heterosexuellen Begehren verändert. Connell spricht in diesem Zusammenhang von einer Krisentendenz der Geschlechterordnung.

Playing with the boys – Schwule und Fußball

Die Verbindung Fußball und Schwule mag auf den ersten Blick verwundern, gilt doch „König Fußball“ als Inbegriff des heterosexuellen Männersports.

Das Fußballstadion wird als einer der letzten Orte gesehen, wo noch „wahre“ Männlichkeit zelebriert werden kann. Sowohl auf dem Spielfeld als auch auf den Zuschauerrängen findet man(n) noch „echte Männer“: dominant, laut, gewalttätig – das Gewalt nicht nur unter den Fans ausgelebt wird (Stichwort: Hooligans), sondern auch am Rasen allgegenwärtig ist, belegt neben brutalen Fouls und anschließenden Rangeleien vor allem die mediale Aufregung um den Kopfstoß des französischen Nationalspielers Zinedine Zidane bei der diesjährigen Fußballweltmeisterschaft in Deutschland eindrucksvoll. Die Politologin Eva Kreisky spricht in diesem Zusammenhang vom Fußballstadion als „Reservat des wilden Mannes“.

Essentialistischen Schwärmereien von der wahren Natur des Mannes, die sich hier offenbaren würde, widerspricht nicht nur Connell mit seinem Hinweis auf die soziale Konstruktion von Männlichkeit, sondern sie lassen sich auch im konkreten Fall mit zwei Verweisen widerlegen: Einerseits wird im immer populärer werdenden Frauenfußball nicht minder „hart“ rangegangen (sogar das angeblich so virile Ritual des Leiberl-Hochreißens nach einem erzielten Treffer findet sich auch dort). Andererseits zeigt ein Blick über den Atlantik, wie sehr doch Vorstellungen von Männlichkeit kulturell gefärbt sind. In den USA gilt Fußball überwiegend als Frauensport, und Frauenfußball wird sogar landesweit im Fernsehen übertragen.¹

Auf den zweiten Blick fällt aber auf, dass an fast keinem anderen Ort der westlichen Kultur Homophobie und Homoerotik so dicht beieinander liegen wie im Fußballstadion.

Nirgendwo anders zeigen Männer soviel Emotionen, lassen ihren Gefühlen so freien Lauf und tauschen in aller Öffentlichkeit so viele Zärtlichkeiten miteinander aus. Bei erzielten Treffern ihrer Mannschaft umarmen und küssen sich die Fans im Freudentaumel, auf dem Rasen selbst spielen sich oft noch leidenschaftlichere Szenen unter den Spielern ab. Bei Niederlagen vergießen sowohl die Anhänger auf der Tribüne als auch die Spieler auf dem Feld öffentlich Tränen und spenden sich gegenseitig Trost. Almut Sülzle verweist diesbezüglich auf die männerbündische Organisation von Fußball. Männerbünde zeichnen sich laut Eva Kreisky durch den Ausschluss von Frauen, einen hierarchischen Aufbau und eine emotionale, oft auch ins Erotische tendierende Basis aus. Oder um es etwas lebhafter in den Worten eines schwulen Schalke 04-Fans zu schildern: *„Es ist definitiv so, dass es nirgendwo leichter ist,*

¹ Darüber hinaus ist anzumerken, dass der „Männersport“ Fußball ursprünglich sehr wohl auch von Frauen betrieben wurde – diese wurden allerdings sukzessive an der Ausübung gehindert.

Körperkontakt mit Männern zu haben, als im Stadion. Wer als Homo lange keine Zärtlichkeiten mehr ausgetauscht hat, dem empfehle ich, in die Nordkurve zu gehen und zu warten, bis unsere Mannschaft ein Tor schießt. Es wird sich umarmt und geherzt und geküsst, dass sich die Balken biegen.“ (Dembowski 2002, 141)

Diese homoerotische Basis zeigt sich aber auch außerhalb des Jubels über geschossene Tore. So tätscheln sich die gegnerischen Spieler nach Ende eines Matches und erfolgtem Trikottausch gegenseitig den Po bzw. erhalten auf selbigen einen Klaps von ihrem Trainer beim Eintausch von der Seitenlinie. Während der Partie wird auch schon mal dem gegnerischen Spieler in den Intimbereich gefasst. Jugendliche Fußballfans vertreiben sich schon mal gerne während längerer Auswärtsfahrten mit Männerstrips die Zeit im Bus.

Die für westliche Verhältnisse eher ungewöhnlich offene Intimität unter Männern steht im krassen Kontrast zur lautstarken Homophobie im Fußballstadion. Sprechchöre wie „Schwuler, schwuler FAK“, „Arbeitslos und homosexuell / Das ist der VfL“ oder gar „Toni Polster / jeder kennt ihn / den Stricher aus Wien“ (während Polsters Spielzeit beim 1. FC Köln in Deutschland) sind bei den Fans keine Seltenheit. Die Skinheads von Vienna Wien betonen beispielsweise, dass sie im Gegensatz zu den violett gekleideten Anhängern des Lokalrivalen Austria Wien keine „Orschwarmen“ sind.

Während Rassismus im Stadion schon länger als Problem wahrgenommen wird und bereits Initiativen zu dessen Bekämpfung gestartet wurden², fehlt eine entsprechende Sensibilisierung für das Thema Schwulenfeindlichkeit im Fußball. Ein möglicher Grund dafür ist das unterstellte Desinteresse der als „unmännlich“ geltenden Schwulen an einer so „männlichen“ Sportart wie Fußball.³ Dass dem nicht so ist, zeigen schwule Fanklubs wie „Hertha Junxxx“ oder „Stuttgarter Junxxx“, die ihre Leidenschaft für Fußball im Allgemeinen und ihre jeweilige Heimatmannschaft im Besonderen verbindet. Als prominentes Beispiel für schwule Fußballbegeisterung gilt der englische Popsänger Elton John, der seit vielen Jahren Gönner des Fußballklubs Watford FC ist.

Ein politisches Argument, das von Almut Sülzle angeschnitten wird und sich an Connells Theorie orientiert, ist die Ablehnung von Fußball durch die Schwulenbewegung als Ablehnung hegemonialer Männlichkeit.

² Der europäische Fußballverband UEFA unterstützt finanziell das Netzwerk FARE („Football Against Racism in Europe“). In Österreich wurde die Aktion „Der Wiener Fußball zeigt dem Rassismus die Rote Karte!“ durchgeführt.

³ Dieses Klischee wird auch in der Schwulenkomödie „Der bewegte Mann“ aufgegriffen, in der an der Homosexualität eines Mannes auf Grund seines Interesses für Fußball gezweifelt wird – und „natürlich“ zurecht wie sich gegen Ende des Films herausstellt.

Dazu ist zweierlei anzumerken: Einerseits verkörpern weder Fußballer noch Fußballfans hegemoniale Männlichkeit im Sinne Connells. Das Laute, Überschwängliche und Gewalttätige entspricht einem proletarischen Männlichkeitsideal und ist daher vielmehr einer marginalisierten Männlichkeit zuzuordnen. Das Fußballstadion ist eher als Zufluchtsstätte vor der hegemonialen Männlichkeit zu sehen, deren Ansprüche auf Erfolg und Prestige viele Männer überfordert und die am Fußballplatz einen Ort vorfinden, wo die Welt noch in Ordnung ist.⁴ Allerdings droht diese „heile Welt“ durch die immer stärker werdende Kommerzialisierung des Fußballs aus den Fugen zu geraten: das proletarische Stehplatzpublikum soll gegen zahlungskräftiges Eventpublikum ausgetauscht werden, die millionenschweren Spielertransfers erschweren die Identifikation der Fans mit ihrer Mannschaft.

Zweitens sind Schwule nicht so eine homogene Gruppe wie der Begriff „unterdrückte Männlichkeit“ bei Connell vermuten ließe. Erfolgreiche schwule Manager, Anwälte oder Politiker, die mehr oder minder offen ihre Homosexualität ausleben, erinnern wohl eher an Wesenszüge einer hegemonialen Männlichkeit. Unterschiede der sozialen Herkunft spielen hier oft eine beträchtliche Rolle oder um es in Connells Terminologie auszudrücken: es kann zu Überschneidungen von Marginalisierung und Unterdrückung kommen wie Connell am historischen Beispiel von Oscar Wilde exemplifiziert. So macht es wohl einen Unterschied, ob sich Herr Westerwelle oder Wowereit (zu Wahlkampfzwecken?) in den VIP-Sektor eines Stadions setzt oder sich ein Mitglied von Hertha-Junxxx mit Regenbogenfahne in den Fanblock wagt.

Ein empirischer Beleg für die Heterogenität schwuler Männer findet sich beispielsweise in der Studie von Thomas Grossmann über die Geschlechtsrollenkonformität und –nonkonformität bei homosexuellen Männern. Der Soziologe und Autor des Aufklärungsklassikers „Schwul, na und?“ untersuchte darin die Kindheiten von 151 homosexuellen Männern und entdeckte dabei eine ganze Bandbreite unterschiedlicher sportlicher Sozialisation, die vom „unsportlichen Außenseiter“ über „den wilden Einzelkämpfer“ bis hin zum „harten Jungen“, der schon früh in einem Fußballverein spielte, reicht.⁵

Auch finden viele Schwule Gefallen an den hypervirilen Inszenierungen mancher Fußballspieler. Dass der Anblick von Zinedine Zidane, Cristiano Ronaldo oder Freddie

⁴ Dass Vertreter der hegemonialen Männlichkeit wie Banker und Politiker dies zu nutzen wissen und sich durch ihre Anwesenheit im Stadion als „ganz normale Männer“ zu präsentieren suchen, bezeichnet Sülzle als „Erdung von hegemonialer Männlichkeit“.

⁵ Die Begriffe wurden der Typologie der Studie entnommen.

Ljungberg nicht nur das heterosexuell weibliche Auge erfreut, lässt sich auf diversen schwulen Internetforen nachlesen.

Im Abseits – Schwule Fußballer

Während es in den meisten gesellschaftlichen Bereichen wie Wirtschaft, Kultur, ja sogar Politik immer mehr Männer gibt, die offen zu ihrer Homosexualität stehen, bleibt der Sport, und hier besonders der Fußball, ziemlich resistent gegen schwule Coming-Outs.

Fußballer schienen lange Zeit per definitionem heterosexuell zu sein. So war die Vorstellung eines schwulen Spielers geradezu denkunmöglich. Aussagen wie *„Ich kann mir nicht vorstellen, dass Schwule Fußball spielen können“* (Paul Steiner, ehemaliger Verteidiger des 1. FC Köln) oder gar *„Man würde gegen so einen nicht richtig rangehen, weil eine gewisse Furcht vor Aids da wäre“* (Michael Schütz, ehemaliger Spieler bei Fortuna Düsseldorf) spiegelten die Meinung vieler im Fußballbetrieb wieder. Mittlerweile sind die Äußerungen differenzierter geworden: *„Ein heißes Eisen, zu dem ich mich nicht äußern möchte. Ich kenne auch keine Fälle“* (Christoph Metzelder, Nationalspieler von Borussia Dortmund), *„Es gibt immer mehr Menschen, die schwul sind, sicher auch Spieler der Bundesliga“* (Arne Friedrich, Nationalspieler von Hertha BSC Berlin) oder *„Schwule Spieler muss es geben, aber ich weiß nicht wo“* (Jürgen Rollmann, ehemaliger Spieler bei Werder Bremen).⁶

Wie riskant es sein kann, als Profifußballer offen schwul zu leben, zeigt der tragische Fall des Briten Justin Fashanu. Fashanu spielte erfolgreich in der englischen Liga und erzielte sogar als erster schwarzer Spieler eine Ablöse von über einer Million Pfund. Doch als die Gerüchte um seine Homosexualität immer lauter wurden, kam es zum Karriereknick und mehrmaligen Vereinswechseln. Nach Beendigung seiner aktiven Laufbahn outete sich Fashanu und trat in zahlreichen Fernsehsendungen auf. Er hielt aber dem öffentlichen Druck nicht stand und erhängte sich acht Jahre später. Heinz Bonn, Nachwuchstalent des Hamburger SV in den 70er Jahren, versteckte seine Homosexualität ebenfalls aus Angst vor dem Karriere-Ende. Nach mehreren Verletzungen und gescheitertem Comeback flüchtete er sich in Alkohol und wurde 1991 tot aufgefunden, ermordet von einem Prostituierten.

So überrascht zunächst das Phänomen David Beckham in diesem Zusammenhang. Der englische Fußballstar, Prototyp des neuen metrosexuellen Mannes, experimentiert mit Frisuren und gelegentlich Make-up und gibt offen zu, dass er manchmal auch gerne Damenunterwäsche trage. Er posiert für das Schwulenmagazin Attitude und freut sich über

⁶ Sämtliche Zitate aus Lück, Oliver und Rainer Schäfer. 2004. Warten auf das Coming-out. Homosexualität im Fußball. <http://www.spiegel.de/sport/fussball/0,1518,324932,00.html>. (Stand 15.06.2006).

seinen Status als Schwulenikone. Andere Fußballprofis ziehen nach und verdingen sich in ihrer Freizeit als Models, ein brasilianischer Fußballer ließ sogar alle Hüllen fallen, ebenfalls für ein Schwulenmagazin.

Was dabei allerdings nicht übersehen werden darf, ist, dass keiner von ihnen die dritte Stufe des Connellschen Modells der Struktur des sozialen Geschlechts überschreitet: das sexuelle Begehren. Beckham ist heterosexuell, verheiratet und Vater zweier Kinder. Seine außerehelichen heterosexuellen Eroberungen sorgen weltweit für Schlagzeilen. Auch die übrigen Fußballer und Nebenerwerbsmodels betonen ihre Heterosexualität. Solange die Barriere des heterosexuellen Begehrens eindeutig gewahrt bleibt, scheinen also auch in einem so geschlechterkonservativen Bereich wie Fußball Veränderungen des Konstrukts Männlichkeit möglich. Allerdings bleibt diese Grenze vorerst unüberwindbar.

Literaturverzeichnis

Connell, Robert. 1999. Die soziale Organisation von Männlichkeit. In: ders. Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Leske + Budrich, Opladen, 87-107.

Dembowski, Gerd. 2002. Von Schwabenschwuchteln und nackten Schalkern. Schwulenfeindlichkeit im Fußballmilieu. In: ders. (Hg.). Tatort Stadion. Rassismus, Antisemitismus und Sexismus im Fußball. PapyRossa-Verlag, Köln, 140-146.

Grossmann, Thomas. 2002. Prähomosexuelle Kindheiten. Eine empirische Untersuchung über Geschlechtsrollenkonformität und –nonkonformität bei homosexuellen Männern. Z. Sexualforsch 15. 98-119.

Hefelle, Michael. 2006. Der Fußballverein SK Rapid, seine Anhänger und Fans im Fokus von Rassismus, Nationalismus und Männlichkeit. Dipl.-Arbeit. Univ. Wien. 124 Bl.

Kreisky, Eva. 2002. Das Reservat des wilden Manns.
<http://derstandard.at/?url=/?id=981380>. (Stand 15.06.2006).

Lück, Oliver und Rainer Schäfer. 2004. Warten auf das Coming-out. Homosexualität im Fußball. <http://www.spiegel.de/sport/fussball/0,1518,324932,00.html>. (Stand 15.06.2006).

Sülzle, Almut. 2005. Männerbund Fußball – Spielraum für Geschlechter im Stadion. Ethnographische Anmerkungen in sieben Thesen. In: Dinges, Martin (Hg.). Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute. Campus Verlag, Frankfurt/New York, 173-191.